

Editorial

Der Versuch, „Glück“ zu definieren, führt uns in ähnliche Schwierigkeiten wie die Frage „Was ist Zeit?“, zu der in einer vielzitierten Reflexion bemerkt wird: „Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.“¹ Zwar lässt sich im Allgemeinen sagen, dass die Menschen in der Regel nach Glück streben, doch ist zugleich offenkundig, dass ihre Vorstellungen vom Glück weit auseinander gehen. Etwas von dieser Diversität verrät bereits die Alltagssprache. Im Deutschen etwa wird mittels ein und desselben Wortes jeweils Unterschiedliches bezeichnet: Formulierungen, die auf den ersten Blick ähnlich erscheinen – wie „ich war glücklich“ und „ich hatte Glück“ –, erweisen sich bei näherer Betrachtung als Ausdruck sehr differenter Erfahrungen. Im konkreten Fall ist die Differenz zwischen den angesprochenen Lebenslagen so groß, dass sich in manchen Sprachen zwei verschiedene Worte herausgebildet haben, um ihr gerecht zu werden, so etwa im Englischen die Ausdrücke *happiness* und *luck*. Wie gravierend die Spannung zwischen diesen beiden Begriffen ist, zeigt sich daran, dass in gewisser Hinsicht gesagt werden kann, es gehöre zum Glücklichsein, von Situationen, in denen man Glück – im Sinne von *luck* – hat, möglichst verschont zu bleiben. „Gott soll einen hüten vor allem, was noch ein Glück ist“,² wünscht die Tante Jolesch bei Torberg. Ein weiteres Element wird sichtbar, wenn man den lateinischen Begriff *fortuna* und seine Geschichte mit berücksichtigt. Dadurch tritt eine auf Reichtum konzentrierte Deutungsvariante zu Tage, wird doch etwa im Englischen für „Vermögen“ der Ausdruck *fortune* verwendet.³

Es entspricht dieser Vieldeutigkeit, dass auch die philosophische Erörterung des Begriffs „Glück“, die bereits mit dem griechischen Denken einsetzte, im Laufe der Geschichte zu unterschiedlichen Akzentsetzungen gelangte.⁴ Freilich kristallisierten sich im Zuge dieser Debatte auch zentrale Themen heraus, wobei insbesondere das Auseinanderfallen von „Tugend und Weltlauf“ zum Ansatzpunkt philosophischer Reflexion wurde. Angesichts der Tatsache, dass moralisches Verhalten nicht unbedingt zu einer Sicherung oder Vermehrung von Glück führt,

1 Augustin, Bekenntnisse (11. Buch), Stuttgart 1950, 333.

2 Friedrich Torberg, Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten, München 1977, 14.

3 Ein zusätzlicher Aspekt kommt dann ins Spiel, wenn „Glück“ im Sinne des Angenehmen aufgefasst wird. Vgl. Marion Struck Hg., Vom angenehmen Leben, Zürich 1999.

4 Vgl. das Stichwort „Glück, Glückseligkeit“ in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter, Darmstadt 1974ff, III, 679–707.

erhebt sich ja die Frage, ob wir in ausweglose Widersprüche verstrickt sind: Lässt sich unser Streben nach Glück mit einem moralisch motivierten Eingehen auf andere vereinbaren? Unter dieser Perspektive bildet das Glück bis heute ein Kernthema moral-, geschichts- und religionsphilosophischer Überlegungen. In der Gegenwartsphilosophie hat ferner die „Form des Glücks“⁵ Aufmerksamkeit erlangt. Untersucht wird, ob die jeweils besonderen Zielsetzungen und Erwartungen der einzelnen – bei aller Diversität – dennoch einen gemeinsamen Hintergrund haben. In diesem Zusammenhang kommen unverzichtbare Vorbedingungen des Glücks zur Sprache. Die rezente Debatte hat vor allem in Sicht gebracht, wie wichtig es ist, ein „selbstbestimmtes Leben“ führen zu können. An diesem Punkt springt der Bezug zu feministischen Anliegen unmittelbar ins Auge: Die kritische Auseinandersetzung mit Bevormundungsverhältnissen und die vielfältigen Bestrebungen, den Frauen in allen Lebensbereichen Optionen zu eröffnen, die nicht durch traditionelle Rollenklischees eingeschränkt sind, gründen ihrerseits auf dem Gedanken, dass Selbstbestimmung eine entscheidende Voraussetzung für Glück ist. Niemand anderer, so lautet die Forderung, soll mehr das Glück von Frauen definieren, und diese sollen es – ihren jeweils besonderen Vorstellungen entsprechend – selbst suchen können. Auch in den feministisch motivierten Studien zu entwicklungspolitischen Problemen ist in letzter Zeit ein so verstandener Begriff von Autonomie in den Vordergrund gerückt.⁶

Umso erstaunlicher ist es, dass der Begriff „Glück“ als *explizites* Thema in weiten Bereichen der feministischen Forschung bislang kaum eine Rolle gespielt hat.⁷ Da ein derartiges Defizit auch für die historischen Wissenschaften zu verzeichnen ist, entschieden sich die Herausgeberinnen von *L'Homme. Z. F. G.* zur Gestaltung dieses Heftes. Die folgenden Beiträge wollen deutlich machen, wie legitim es ist, den Vorstellungen und Erfahrungen von Glück – und Unglück – aus der Perspektive der Geschlechterforschung nachzugehen. Zu untersuchen ist nicht nur, welche Glückskonzeptionen im Laufe der Zeit allgemeine Akzeptanz fanden, sondern auch, unter welchen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Bedingungen diese Konzeptionen für Männer und Frauen realisierbar waren, bzw. welche Grenzen einer solchen Realisierung gesetzt wurden. Dabei soll auch zur Sprache kommen, dass Ansprüche auf eine Reformulierung von Glück oft Befürchtungen eines Umsturzes gegebener Ordnungen mobilisierten; in diesem Zusammenhang wird schließlich der Kontext sozialer Kontrolle und Disziplinierung zu erörtern sein.

Im Eröffnungsbeitrag dieses Heftes geht Cornelia Klinger zunächst dem für die Moderne charakteristischen *pursuit of happiness* nach, wobei sie festhält: „Die Idee, dass das Glück seinen eigentlichen und

5 Siehe Martin Seel, *Versuch über die Form des Glücks*. Studien zur Ethik, Frankfurt a. M. 1995.

6 So z.B. in der im Auftrag des *World Institute for Development Economics Research* (WIDER) erstellten Analyse: Martha Nussbaum u. Jonathan Glover Hg., *Women, Culture and Development. A Study of Human Capabilities*, Oxford 1995.

7 Vgl. Cornelia Klinger, „Der leere Ort des Glücks“, in: *Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder*, 105 (1996), 52–57.

einzigem gesellschaftlichen Ort hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, im ‚Privatleben‘ hat, das ist eine spezifisch moderne Vorstellung.“ Wie Klinger darlegt, hat das schwierige Verhältnis des Feminismus zum Thema „Glück“ hier seine Wurzel: Da die Privatsphäre traditionellerweise durch die patriarchale Geschlechterordnung geprägt ist, werde das Glück „viel eher und viel öfter als Argument gegen die Freiheits- und Individualisierungsanforderungen von Frauen“ zur Geltung gebracht. Im Blick darauf werde nachvollziehbar, warum sich etwa Simone de Beauvoir statt auf den Standpunkt des Glücks mit aller Entschiedenheit auf den Standpunkt der Freiheit stellt. Zugleich sei freilich mit Bedauern zu konstatieren, dass die Frauenbewegung bis heute „keinen ganz anderen Ort des Glücks“ habe schaffen können. Theoretischen Fragen ist auch der zweite Essay gewidmet. Wolfgang Müller-Funk konfrontiert die verengten „Glücksstrategien“ der Gegenwart mit einer breit gefächerten Palette früherer, nuancierterer Formen von „Glücksökonomie“, wobei er bis auf die spätantike Lebensphilosophie zurückgeht. Im Schlussteil dieses Beitrages werden die Versuche einer Politisierung von „Glück“, wie sie insbesondere seit der Zeit der Französischen Revolution unternommen worden sind, erörtert. In diesem Kontext hält Müller-Funk auch fest, dass das Glück – ähnlich wie das Begehren – eine Dimension von Erwartungen enthält, die unerfüllbar sind.

Die beiden folgenden Studien richten ihr Augenmerk auf Situationen und Erfahrungen, in denen es um Glück im Sinne von „Glück haben“ geht. Marion Kaplan zeigt anhand der Berichte dreier jüdischer Frauen, die sich während der letzten Kriegsjahre in Deutschland versteckten – die sich als so genannte „U-Boote“ im Verborgenen durchschlagen konnten –, welche große Differenz besteht zwischen dem *Glück*, überlebt zu haben, und einer Erfahrung des *Glücklichseins*. Wie sie erläutert, hing das Überleben dieser „sozial Toten“ nicht nur von deren Mut und enormem Durchhaltevermögen ab, sondern letztlich vom *puren Glück*. Doch ist dieses „Glück“ als solches nur im Vergleich zum Schicksal derjenigen erkennbar, die dem nationalsozialistischen Terror nicht entkommen konnten. (Es sei hier angemerkt, dass die Geschichten der so Geretteten auch in der Hinsicht nicht zu einem *happy end* führten, als „U-Boote“ im Rahmen der Opferfürsorgegesetzgebung in Deutschland und Österreich lange Zeit nicht als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt wurden. Trotz der physischen und psychischen Folgeschäden, wie sie auch in den von Kaplan benutzten Berichten zur Sprache kommen, konnten die Betroffenen lange Zeit nicht auf Entschädigung hoffen.⁸) Manfred Zollinger untersucht Theorie und Praxis des Glücksspiels der Frühen Neuzeit aus geschlechtergeschichtlichem Blickwinkel. Er zeigt, dass die Teilnahme von Frauen – ihre Teilhabe am *Glück* des Spiels – nur unter ungleichen Bedingungen möglich war, und wendet sich damit gegen die verbreitete Vorstellung, das Spiel hätte, da es ja allen Beteiligten die gleichen Regeln vorschreibt, ein Durchbrechen

8 Vgl. Brigitte Bailer-Galanda, *Wiedergutmachung kein Thema*, Wien 1993; *Wieder gut machen? Enteignung, Zwangsarbeit, Entschädigung, Restitution*, hg. vom Forum Politische Bildung, Konzeption und Textauswahl: Heidrun Schulze u. Gudrun Wolfgruber, Innsbruck 1999.

sozialer Schranken bzw. eine Nivellierung der Differenzen zwischen Mann und Frau ermöglicht. Indem Zollinger das Spiel dieser Zeit als ein Kommunikationsmedium charakterisiert, mittels dessen Fragen von Macht und Ohnmacht, Aktivität und Passivität, Vernunft, Kalkül und Irrationalität verhandelt wurden, führt er vor Augen, dass geschlechtsspezifische Rollenbilder nicht außer Kraft gesetzt, sondern sogar verstärkt wurden. Ferner informiert dieser Beitrag darüber, dass das Glück im Allgemeinen und das Glücksspiel im Besonderen ab dem 16. Jahrhundert einem zunehmenden Moralisierungs- und Disziplinierungsdruck ausgesetzt waren, da eine Destabilisierung der bestehenden sozialen und ökonomischen Ordnung befürchtet wurde.

Die folgenden zwei Aufsätze thematisieren Glück im Sinne des Glücklicheins, wobei sie insbesondere den Zukunftsaspekt beleuchten. Martina Kessel geht der temporalen Dimension von Glückskonzeptionen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts nach. In Zusammenhang damit – so führt sie aus –, dass die Konzeption des individuell erfahrenen Glücks eine zunehmende Politisierung erfuhr, wurde Männern und Frauen ein jeweils spezifischer, zeitlich anders dimensionierter Glückshorizont zugewiesen. Auf diese Weise ergab sich eine Spannung von Bewegung und Sicherheit: Während der Mann sein Glück erst in der Zukunft – durch seine darauf gerichteten Anstrengungen – erreichen sollte, wurde das Glück der Frau in dem stets gegenwärtigen Alltag der häuslichen Sphäre gesehen. Kessel zeigt auch eine Verknüpfung auf: Das Glück, das aus der Bewegung des einen Geschlechts erwachsen sollte, war nur mittels des der Gegenwart verhafteten Glücks des anderen zu gewinnen. Indem sie die Bedeutung von Raum und Zeit in literarischen, gesellschaftlichen und politischen Debatten analysiert, veranschaulicht Kessel ferner, dass die Initiatoren der Moderne keine offene Zukunft favorisierten: Vorstellungen von einem unvorhersehbaren, nicht im Gegenwärtigen angesiedelten Glück für Frauen wurden verworfen. Um einen Glücksbegriff utopischen Charakters geht es auch im Beitrag von Gudrun Wolfgruber, der den sozialdemokratischen Entwürfen zu Familie und Fürsorge im „Roten Wien“ gewidmet ist. Im Zusammenspiel von Jugendfürsorge, psychologischer Kinder- und Jugendforschung und einer qualitativen, pronatalistischen Bevölkerungspolitik wurde ein Glück konzipiert, das in einer fernen Zukunft angesiedelt war. Nicht der gegenwärtigen Generation, sondern der künftigen sollte Glück zuteil werden. Dieses künftige *Glück* schien jedoch nur auf dem Wege der Fürsorge, und das heißt, über die Kontrolle und Disziplinierung der Familien, insbesondere der Frauen und Mütter, realisierbar. Angesichts des restriktiven Charakters jugendfürsorgerischer Maßnahmen erscheint jedoch, wie die Autorin erläutert, ein derartiger Weg zum Glück als fragwürdig.

*Herta Nagl-Docekal und Gudrun Wolfgruber**

* Die dritte Mitherausgeberin dieses Heftes, Hanna Hacker, arbeitet derzeit in Yaoundé/Kamerun und konnte sich daher an der Formulierung des Editorials nicht beteiligen.